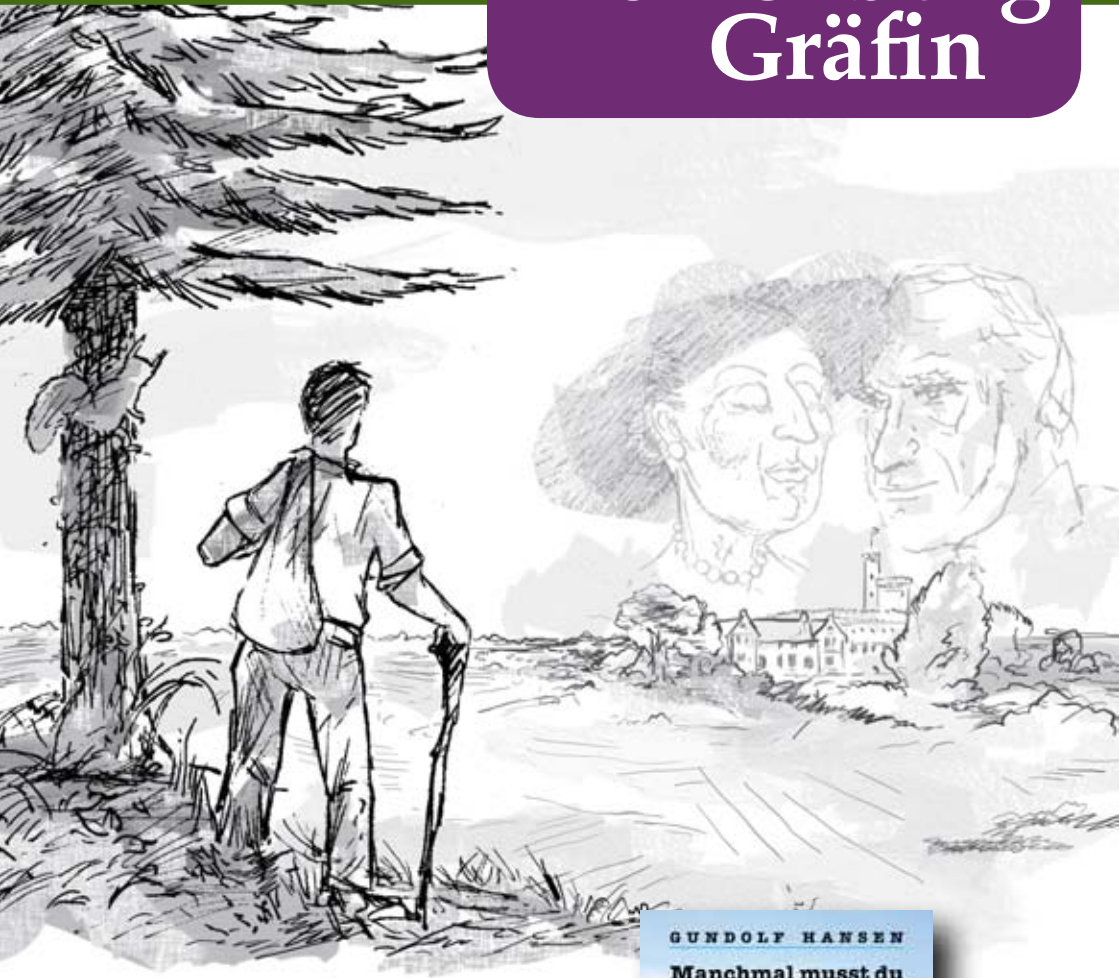


# Die Blomenburg Gräfin



Eine von elf  
ungewöhnlichen  
Beziehungsgeschichten  
aus diesem Buch



## INHALT

Der Mittelpunkt der Welt .....	7
Cowboy zur See .....	19
Das rote Sofa von MM .....	53
Der Kartoffelgarten .....	65
<b>Die Blumenburg-Gräfin .....</b>	<b>104</b>
Lass doch die Katze .....	129
Königskinder .....	148
In the Summer Time .....	164
Der Jogging-Engel .....	179
Bikebrennen .....	210
Die Umgehungsstraße .....	227

Auszug aus

**Gundolf Hansen**  
**Manchmal musst du springen**  
Beziehungsgeschichten aus Schleswig-Holstein

Illustrationen: Kay Treysse

Die Erzählungen sind in ihren Handlungen, szenischen  
Darstellungen und Personen frei erfunden.

**Kadera Verlag, Norderstedt**  
**[www.kadera.de](http://www.kadera.de)**

ISBN 978-3-9813804-2-2

eBooks: ISBN 978-3-9813804-4-6 (MOBI/Kindle) ISBN 978-3-9813804-5-3 (ePub)

## Autor Gundolf Hansen

Der Autor war für eine große Tageszeitung in Schleswig-Holstein unterwegs. Vom Hamburger Speckgürtel bis Flensburg, von Fehmarn bis Sylt. Nicht alles, was man dabei erfährt, hat den nötigen Nachrichtenwert. Es ist auch keine Zeit zur Recherche – und doch stimmt es nachdenklich und beflügelt die Phantasie. Und so entstanden diese Geschichten, völlig losgelöst und frei nach dem Motto von Erich Kästner: »Wahr ist eine Geschichte dann, wenn sie genau so, wie sie berichtet wird, wirklich hätte passieren können.« Das passt zur Blumenburg, die eigentlich ein Jagdschloss ist – notwendig nur, um damit zu protzen, und schließlich nützlich für ... aber das sollten Sie selbst lesen ...

Gundolf Hansen wurde in Bad Oldesloe geboren, in Hamburg zum Halbstarcken, als Rückkehrer ins Holsteinische zum »Nordstaatler«. Um den Journalismus von der Literatur zu trennen, verrührte er seine bürgerlichen Vornamen zu einer Autorenmarke mit norddeutschem Klang: »Gundolf Hansen«.

# Die Blumenburg-Gräfin

---



**A**n der Weggabelung hinter Vogelsdorf entschied sich Robert für den Weg nach Wentorf, um von dort über Gottesgabe durch den Wald bei Bellin an den Selenter See zu kommen. Gewohnheitsmäßig schaute er auf seine Armbanduhr und musste lachen, weil der Arm an dieser Stelle nur ein Stück ungebräunte Haut hatte. Eine Woche ohne Zeit hatte er Klaus versprochen, ohne Uhr, ohne Termine, ohne Handy, ohne

E-Mail und Internet, sogar ohne Familie. Es hatte ihn stutzig gemacht, dass Inge nichts dagegen hatte. Klaus hatte sie überzeugt, sie vertraute ihm als Arzt. Eine Woche heile Welt statt Business-Stress. Das war die ärztliche Minimalforderung nach diesem Vorfall auf dem Golfplatz.

»Das ist ein klassisches Burn-out«, hatte Klaus diagnostiziert, nachdem sie ihn in die Klinik gebracht hatten. Ausgerechnet auf dem Golfplatz. Aber auch das war für Robert Business, eigentlich nur das. Und an diesem Tag war neben der Pleite eines großen Kunden noch die Stornierung einer Lieferstrecke gekommen, verursacht von den Arbeitsmarktdaten in den Staaten, vom Crash am Finanzmarkt ganz zu schweigen. Es war eine Art Schwarzer Freitag, der auch fürs Wochenende Arbeit bereithielt. Bob, wie Robert von seinen globalen Geschäftspartnern genannt wurde, fand an diesem Tag keine Entspannung auf dem Grün und hatte sich bereits am siebten Loch sein Handikap verschlagen. Als ihm schwarz vor Augen wurde, war »Dr. Klaus«, wie er seinen Golffreund manchmal nannte, gerade angekommen, sozusagen im richtigen Timing für einen Schutzengel.

»Weshalb bist du eigentlich im Club? Es geht da doch weniger um Golf als ums Geschäft.« Drei Tage später war Bob wieder neugierig genug, seinem Arzt diese Frage zu stellen.

»Eben drum«, hatte Klaus geantwortet, »weil ich als Kassenarzt auch nur gesund leben kann, wenn ich ein paar Privatpatienten habe.«

»Hast also drauf spekuliert, dass ich eines Tages beim Einlochen aus den Latschen kippe«, sinnierte Bob. »Und was rätst du mir jetzt in deiner medizinischen Weisheit?«

»Cut!« sagte Klaus. »Du musst mal zwei, drei Wochen vergessen, dass es die Firma gibt. Einfach abtauchen, keine Termine,

kein Telefon, kein Stress. Nur du und die dir gnädige Natur.«

»Ich kann da jetzt nicht raus.«

»Du hast den Warnschuss gar nicht gehört?«

Bob wurde nachdenklich, als Klaus ihm seine Blutwerte und weitere Messergebnisse erläuterte. Er versuchte, sich mit dem Entspannungs-Vorschlag abzufinden, wenigstens halbwegs. »Also höchstens zehn Tage. Was meinst du, Malediven oder Jacobsweg?«

Klaus grinste kopfschüttelnd: »Unverbesserlich. Jetlag ist kein Kurprogramm und für den Jacobsweg brauchst du mehr Fitness als beim Einputten. Wozu denn weit weg? Am besten ist ein bisschen Wandern, frische Luft. Frei weg durch Feld, Wald und am Seeufer entlang. Strand ist schon viel zu hektisch, da sind zu viele Leute. Such dir ein Stück heile Welt in der Nähe, – zum Beispiel zwischen Lütjenburg und Kiel.«

»Ist das dein Ernst? Bist du mal mit dem Auto von Lübeck nach Kiel gefahren? Das ist Stress! Deshalb habe ich mich an einer Cessna beteiligt. Von Blankensee bis Holtenau ist es nur ein Hüpfen mit Aussicht. Und die Jungs sind froh, wenn sie so ihre Pflichtstunden abfliegen können«, sagte Bob, ging dann aber in sich und stöhnte schließlich: »Na gut, für eine Woche.«

»Ohne Handy«, mahnte Klaus. »Dein einziger Termin ist nach dem Aufstehen die Blutdrucktablette, und dafür brauchst du auch keine Uhr.«

»Eine Woche«, nickte Bob, »ein Testfall.«

Dieser Test lief jetzt. Er hatte gut geschlafen in dem kleinen Hotel in Lütjenburg. Gestern hatte er sich von Langeweile durch das Städtchen treiben lassen, um sich auf noch mehr stillstehende Zeit einzustimmen. Heute hatte er sogar ein »gutes Gefühl« an sich bemerkt, als er am letzten Haus vorüber war und die besonnten Landschaftswellen vor sich hatte.

Dennoch war es ihm Genugtuung, an der Weggabelung eine Entscheidung zu treffen. Der Weg über Ellert hätte ebenso zum Ziel geführt, wäre nach einer kurzen freien Strecke sogar schatiger gewesen. Aber er hatte so entschieden. Entschieden! Er war schließlich eine Führungspersönlichkeit, ein Manager von Format, der auch in der heilen Welt westlich von Lütjenburg noch Entscheidungen zu treffen vermochte. Das war sein Talent, eine Gottesgabe, wie seine Großmutter gesagt hätte. Gottesgabe – hier hatte man die Ansammlung einiger weniger Häuser so genannt, wie er aus der Wanderkarte lernte. Heiliges Land! Er schritt munter aus und bemerkte für sich, dass die Wahl seiner Wanderschuhe richtig war. Der kleine Rucksack, in dem er das Allernötigste für Übernachtungen in irgendeinem Gästezimmer mit sich trug, belastete ihn nicht. Als er einem den Weg in voller Breite ausfüllenden Traktor fast bis in den Knick ausweichen musste, lehnte er dankend ab, als der Bauer ihm die Mitfahrt anbot.

Bob war stolz auf sich. Schon jetzt. Am liebsten hätte er seinen Dr. Klaus angerufen und ihm berichtet, wie ihn die heile Welt gefangen genommen hatte, dass er einen Bussard dabei beobachtete, über dem Feld kreisend nach Beute auszuspähen und dann im Sturzflug einen jungen Hasen zu greifen. Von der Cessna aus ahnte er nicht, wie hügelan und hügelab es hier ging. Er rastete am Wegesrand und trank aus der Flasche, genoss das Wasser in kühlen Schlucken, als sei es der Pinot Grigio in der Club-Bar. Die Sonne stand hoch und er fühlte den leichten Wind auf der Haut, der ihm den Schweiß forthauchte, bevor er lästig wurde.

Bob war allein auf der Welt. Niemand kam ihm entgegen auf dem Weg durch den Wald. Niemand folgte ihm. Es knackte hin und wieder im Unterholz. Es raschelte in den Baumwipfeln.



Eine Natter schlängelte sich über den Weg und Vögel schienen sich darüber zu verständigen, dass jemand in ihren Wald eingedrungen war. Er fühlte sich beobachtet – und zugleich verbrüdet mit der Natur.

Der Weg führte auf dem Wald hinaus zur Uferstraße des Sees. Es drang Kinderlachen und Musik von einem Campingplatz herüber und nahm Bob die andächtige Stimmung. Er war zurück in der Zivilisation, witterte Bratwurst und folgte dem Duft bis zum Grill. Es war schließlich Mittagszeit.

»Auf Wanderschaft?« fragte der Mann am Imbiss.

»Ja«, sagte Bob, »muss mal aus dem Job raus.«

»Wo geht's denn hin?«

»Einfach so durch die Gegend.«

Der Mann wendete die Würste auf dem Rost und nickte. »Das ist ein gutes Ziel, hier ist ja sonst nichts.«

»Frische Luft und Bewegung, mehr will ich nicht.«

»Und die Wurscht«, lachte der Mann. »Ein Bier dazu?«

Bob nickte.

»Und Pommes?«

Wieder nickte Bob.

»Macht vierachtzig.«

»Stimmt so.« Bob hielt ihm einen Fünf-Euro-Schein hin. »Wie läuft's denn so?«

»Na ja«, meinte der Mann, während er den Pappteller über den Tresen schob und die Bierflasche aufhebelte, »geht so. Eine Goldgrube ist das hier nicht. Die Camping-Mütter kochen selbst. Aber der Sommer ist ja noch nicht vorbei. Ein paar Wanderer wären mir schon recht. Aber wer macht das denn noch. Sie sind der Erste seit drei Tagen.«

Anschließend wanderte Bob noch eine kurze Strecke am Seeufer entlang. Fast schon das Meer, dachte er bei sich. Er



zählte sieben Boote auf dem Wasser, aber unzählig schienen ihm die Menschen am Ufer. Er beschloss, wieder durch die Felder zu streifen, einfach der Richtung nach, in der er Selent vermutete.

Plötzlich musste er lachen. Selent – was wollte er in Selent. Hatte er überhaupt jemals von diesem Ort gehört? Nein. Dieses Burn-out, sagte er bei sich, muss mein Hirn geschädigt haben. Er verwarf die Gedanken daran und schaute wieder in die Gegend, die er vor sich hatte und Schritt für Schritt hinter sich brachte. Einfach so.

In der gleißenden Nachmittagssonne nahm er den weißen Fleck über den Bäumen nicht gleich wahr. Es dauerte eine ziemliche Weile, bis sein Blick daran hängen blieb. Ein weißer Turm reckte sich wie ein mächtiger Schornstein aus dem Wald. Doch ihm entquoll kein Rauch und beim Näherkommen trat ein zweiter noch massiger als der jetzt schlank wirkende Turm hervor. Bob kniff die Augen zusammen, ballte eine Hand so weit zur Faust, dass er noch hindurchschauen konnte. Durch dieses manuelle Fernglas entdeckte er die Zinnenbänder der runden Wehrtürme. Wahrhaftig, eine Burg! Er stellte sich vor, wie einst hinter der Brustwehr die Krieger standen und mit Musketen die Feinde vertrieben. Immerhin stand dort auf dem bewaldeten Hügel keine Ruine, sondern ein unversehrter Trutzbau.

Bob fühlte sich magisch angezogen und beschleunigte seinen Schritt. Gleichzeitig machte er sich einen Vorwurf: Er hätte sich etwas vorbereiten sollen. Als er an einen Wegweiser kam, der zum Technologiezentrum wies, genau in Richtung der weißen Burg, da glaubte er, sie sei nur ein besonderer Werbegag – immerhin, gut gemacht.

Es kamen Häuser in Sichtweite und an einer Wegkreuzung wünschte ihm ein bärtiger Alter mit Fahrrad einen guten Tag,

so wie man es an Orten tut, die gemeinhin menschenleer sind.

»Was ist denn das für eine Burg?« wagte Bob zu fragen.

»Dat is de Blutburg«, sagte der Alte und stieg vom Rad.  
»Genau genommen Blumenburg.«

»Gehört die zum Technologiezentrum?«

»Nee. Umgekehrt. Das haben die da unten angebaut. Aber das ist kaputt. Is seit Winter pleite. Sind noch welche drin. Aber das Konzept läuft nicht. Hab ich gleich gesagt, is Spökenkram.«

»Und die Burg?«

»Mal sehn«, sagte der Alte. »Die steht da ja nun seit über 150 Jahren und wird wohl noch ein paar Jahre weiter da stehen. Gefällt sie Ihnen? Die können Sie wohl für'n Ei und Butterbrot haben. Aber dann frisst sie das Geld, sage ich Ihnen. Konnte sich ja schon Graf Blome nicht leisten.«

»Graf Blome?«

Der Alte grinste. »Sie wolln das aber genau wissen, junger Mann. Gehn Sie doch mal hoch. Ist 'ne Wirtschaft drin, die haben sicher was Schriftliches. Soviel kann ich Ihnen sagen: Graf Otto von Blome hat sie gebaut. Der war von Gut Salzau und hat damals, so um 1830, das Gut Lammerhagen gekauft. Liegt da drüben, sind Sie vielleicht sogar dran vorbei gewandert. Na ja, der brauchte was Feines als Jagdschloss, wollte ein bisschen protzen, denn der Hessenstein drüben bei Panker, der stand schon. Da sind Sie wohl schon drauf gewesen, was?«

»Nee«, sagte Bob und kam sich etwas beschämt vor, auch davon noch nichts gehört zu haben. Lübeck war doch gar nicht so weit entfernt. »Die Arbeit, wissen Sie«, entschuldigte er sich, »sie ließ mir bisher keine Zeit. Deshalb bin ich hier ja auf Entdeckungsurlaub.«

»Na denn«, sagte der Alte und stemmte sich wieder in den Sattel, »viel Vergnügen dabei. Ich muss mal weiter.«

Der Aufstieg zur Burg führte über einen mit Kopfsteinen gepflasterten Weg, der sich durch einen gepflegten Wald wand. Vor dem Burgtor waren Sonnenschirme aufgestellt und eine Frau war damit beschäftigt, die schräg gegen die Tische gelehnten Gartenstühle sitzbereit wegzuklappen.

»Hat es hier geregnet?« fragte Bob.

»Heute nicht«, sagte die Kellnerin. »Wir machen grade auf und über Nacht werden die Stühle gegen den Tisch geklappt. Gestern sah es noch nach Regen aus. Ist aber auch so eine Gewohnheit. Darf ich Ihnen was bringen?«

»Gleich. Ich sehe mich erst mal ein bisschen auf der Burg um. Ist ja ein interessanter Bau.«

»Rein kommen Sie da nicht. Immer nur, wenn was los ist.«

»Wann ist denn was los?«

»Im Moment gar nicht.«

Bob ließ seinen Blick über die weiße Fassade des Torhauses gleiten. Der Bauherr musste eine Liebe zur englischen Gotik haben. Die Gesimsbänder zierten das Gebäude in sparsamer Strenge, gaben ihm etwas Erhabenes, die Zinnenkränze wirkten verspielt und mystisch zugleich, es war, als würde man von dort aus beobachtet. Fast ehrfürchtig schritt er durch das Tor in den Innenhof, der aus mehreren Nebengebäuden gebildet wurde. Seitlich vom Haupthaus hatte man einen freien Blick in die Landschaft. Das neu erbaute Technologiezentrum lag unterhalb der Burg und war mit seinem begrünten Dach nur zu erahnen. Dennoch ein Stilbruch, urteilte Bob für sich, kulturloses Business. – Später hörte er davon, dass hier bereits in den späten Jahren des 19. Jahrhunderts ein Windkraftwerk errichtet wurde, um die Straßen von Selent zu beleuchten. Insofern, meinte er dann, war das Zentrum für neue Technologien doch eine historische Verpflichtung.

An diesem Nachmittag jedoch erfreute er sich am englischen Flair des Gartens und hatte eher märchenhafte Fantasien, wenn sein Blick den schlanken Turm hinaufwanderte, aus dessen oberstem Mauerloch sich ein blonder Mädchenkopf herausbeugte und ihm das Haar hinunterließ – Rapunzel! Er musste lachen. Was mögen sich auf dieser kleinen Burg wohl für romantische Jagdszenen abgespielt haben?

»Haben Sie vielleicht etwas Gedrucktes über diese Burg«, fragte er die Kellnerin.

»Wir hatten mal so einen Prospekt, aber die sind alle«, sagte sie. »Fragen Sie doch mal im Buchladen. Da gibt's ein Buch, in dem die Blumenburg mit drin ist. Soll sogar historisch wertvoll sein. Oder fragen Sie den doch mal, der kennt sich aus.« Damit wies sie auf den einzigen Gast, der am äußersten Tisch, direkt am Kopfsteinpflasterweg saß und offenbar auf seinen Kaffee wartete.

Der Mann hatte weiße Haare und trug einen ebensolchen Bart, der seine Ohren mit einem gepflegten Wulst verband. Mit seinem dunklen Anzug und dem weißen Hemd sah er aus, als käme er von einer Trauerfeier, doch seine akkurat gebundene Krawatte hatte lebhaft rote Streifen und seine Augen blitzten Bob unternehmungslustig entgegen.

»Entschuldigen Sie bitte, man sagte mir, dass Sie sich hier auskennen.«

»So ist es, junger Mann«, sagte der Alte. »Nur die Gräfin weiß noch einiges mehr.«

»Die Gräfin?«

»Gräfin Theresa. Sie werden sie gleich kennenlernen.« Und dann sah er die elegante Dame herauf kommen, die vor jedem Schritt sorgfältig prüfte, wohin sie den Fuß auf die Kopfsteine setzen sollte. »Meine Gräfin!«, rief der Mann, sprang auf und

eilte ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen. »Pass auf, dass du nicht stürzt, liebste Theresa!« Er umfing sie in besorgter Leidenschaftlichkeit, machte sich dann aber gerade und hauchte ihr einen Kuss auf das weiße Netz ihres Handschuhs. Unter ihrer Hutkrempe erstrahlte das milde Lächeln einer gnädigen Gräfin.

»Nicht so ungestüm, lieber Bruno«, sagte sie und strich ihm sanft mit der freien Hand über den Bart.

Bob spürte, dass er an einem Ort war, an dem Märchen zur Realität wurden. Solch eine Szene hatte er zuvor nur im Film gesehen. Bruno hatte der Gräfin ihren Arm angeboten und so ineinander verhakt schritten sie die letzten Meter des Wegs hinauf, als sei dies der schönste Tag in ihrem Leben.

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag«, sagte er und zu Bruno gewandt: »Wir sehen uns sicher noch einmal wieder.«

Bruno schüttelte den Kopf: »Oh bitte, bleiben Sie doch. Wir unterhalten uns gern mit Ihnen. Darf ich Ihnen vorstellen: Gräfin Theresa von der Blumenburg.«

Gräfin Theresa lächelte aufmunternd, reckte den Arm vor, um einen Handkuss zu empfangen und sagte mit leiser, aber fester Stimme: »Brunos Freunde sind auch meine Freunde; lassen Sie uns ein Glas Wein miteinander trinken.«

Bob war verlegen. In seinem karierten Hemd mit dem Rucksack auf dem Rücken und am unteren Ende der Jeans die staubigen Wanderschuhe, kam er sich unpassend gekleidet vor; dennoch fühlte er sich geschmeichelt.

»Wir waren erst dabei, uns kennen zu lernen«, sagte er.

»Sie haben es ja gehört, ich bin Bruno. Nennen Sie mich einfach Bruno.«

»Robert«, stellte er sich vor. Bob schien ihm in Anwesenheit einer Gräfin doch etwas gewöhnlich. »Ich freue mich, Sie ken-

nen zu lernen. Es überrascht mich, dass es für diese ungewöhnliche Burg noch eine Adelsperson gibt. Waren Sie hier zu Hause, Gräfin? Pardon – sind Sie es vielleicht noch immer?»

Wieder spielte ein Lächeln um Gräfin Theresas schmale Lippen. »Es ist nur ein Herrenhaus von außergewöhnlicher Architektur, ein bewohnbar gemachtes Jagdschloss. Aber es war in meiner Jugend über einige Jahre mein Zuhause, lieber Robert. Sie mögen mich für undankbar halten, aber nur zu gern wollte ich in einem anderen Haus wohnen.«

Bob gefiel es, wie sie sprach, wusste aber nicht, wie er darauf antworten sollte. Den Vornamen mit dem Sie zu gebrauchen, schien ihm angemessen. Er wandte sich an Bruno: »Und Sie, Bruno? Waren Sie auch in diesem wunderschönen Schloss zu Hause?»

»Im Dorf«, sagte Bruno. »Mein Vater hatte eine kleine Bauernstelle, da drüben, gleich hinter dem Wald. Ein Dutzend Kühe und drei Felder für Getreide. Inzwischen ist daraus eine hübsche Siedlung geworden.«

»Und wie standen Sie zur Burg?»

»Setzen wir uns doch«, meinte Bruno und ging nicht weiter auf die Frage ein.

»Darf ich den Wein bestellen?«, sagte Bob und winkte der Kellnerin, die eifrig mit der Karte herbeieilte und die Gräfin mit einer ehrfürchtigen Verbeugung begrüßte: »Schön, dass Sie wieder mal auf der Blumenburg sind, Gräfin.«

Gräfin Theresa nahm die offene Frage auf: »Bruno war mein Adjutant, wenn ich im Dorf war.« Sie legte ihm die Hand auf den Arm und sah ihn geheimnisvoll an.

Bruno blickte milde und erklärte Bob: »Sie kam immer gern zu mir. Da war sie sicher.«

Bob stutzte: »Sicher? Vor wem?»

»Wir waren nicht sehr beliebt im Dorf, – wir, die aus der Burg«, sagte die Gräfin. »Man wollte auch nicht, dass ich allein ins Dorf ging.«

Bob nickt: »Adel und Bauern – das passte damals wohl nicht gut zusammen, oder?«

»Ach, der Adel ...«, winkte Bruno ab.

»Er hat mich immer ‚meine Prinzessin‘ genannt«, lachte Gräfin Theresa. »Manchmal sogar ‚Prinzessin Tessi‘.«

»Das blieb aber unter uns«, sagte Bruno.

»Ich war erst siebzehn.«

»Und hübsch war sie. Und ich noch keine zwanzig.«

Die Kellnerin brachte den Wein, schenkte ein, Bob probierte, nickte der Kellnerin zu. »Sehr gut, wahrscheinlich eine Rarität aus den Burgkatakomben.«

»Ha«, machte die Kellnerin, »schön wär's ja gewesen.« Dann schenkte sie alle Gläser voll.

»Mit siebzehn durften Sie den wohl noch nicht probieren«, scherzte Bob. »Aber jetzt. Auf Ihr Wohl, Gräfin Theresa. Wohl bekomm's, Bruno!«

Gräfin Theresa hob das Glas mit spitzen Fingern gegen die späte Nachmittagssonne. Für einen Augenblick verschwand ihr Lächeln aus dem Gesicht, als sie im Bühnenpathos ausrief: »Auf den Sieg über die Blutburg!«

Bruno sog die Brust voll Luft und streckte den Rücken, bevor auch er rief: »Auf den Sieg über die Blutburg!«

Bob hielt verblüfft inne, wollte es ihnen schon gleich tun, aber Bruno hielt ihn zurück und ergänzte den Schlachtruf: »... und auf eine goldene Zukunft! – Das ist so ein Ritual, wissen Sie. Unser besonderer Trinkspruch.«

»Auf die Liebe!« rief Bob jetzt, weil ihm dazu nichts anderes einfiel als der Toast aus der Herrenrunde.



»Ach ja«, seufzte Gräfin Theresa, »auf die Liebe.«

»Man könnte meinen, Sie seien verheiratet«, wagte Bob zu behaupten. »Oder sind Sie es vielleicht sogar?«

»Wir waren es«, verriet Bruno, »aber nicht miteinander.« Jetzt seufzte auch er. »Aber das war ja später.«

»Ich musste gehorchen«, flüsterte die Gräfin. »Wir trafen uns heimlich. Nachts. Er hat mich versteckt.«

»Mein Vater hätte es auch verboten. Bis einundzwanzig hatte man zu parieren, war damals ja noch eine andere Volljährigkeitsgrenze.«

Bob trank den Rotwein in genippten Schlückchen und lauschte der Geschichte einer heimlichen Liebe. Nachts stieg die junge Gräfin aus dem Fenster, huschte über das Dach und turnte über einen Holzstapel in den Garten. Zwar waren die Türen verschlossen, doch die kleine Burg hatte keine Festungsmauer. Bruno wartete dann im Unterholz am Fuße des Heidbergs auf sie. In der alten Scheune hatte er aus Strohballen ein Liebesnest für sie gebaut.

»Einmal haben sie meine Prinzessin erwischt«, klagte Bruno in Erinnerung.

Gräfin Theresa beugte sich über den Tisch, um es Bob zu flüstern: »Es war schon hell und die Hunde haben gebellt.«

»Dann habe ich sie zwei Monate lang nicht gesehen. Auch nicht tagsüber, sie durfte nicht mit den anderen zusammen ins Dorf«, sagte Bruno.

»Ich hatte Hausarrest«, sagte die Gräfin leichthin.

»Das kann ich mir gut vorstellen«, nickte Bob, »damals hatte man strenge Erziehungsmethoden. Aber man sagt ja, dass es nicht das Schlechteste war. So zog man die Elite unserer Gesellschaft heran. Aus der lieblichen Prinzessin wurde eine gebietende Gräfin. Stimmt es so?«

Die Gräfin blickte streng über den Tisch: »Ich versuche, mich an diese Perspektive zu gewöhnen. Sie entsprach aber nicht meiner Absicht.«

Bruno sah seine Theresa bewundernd an, dann winkte er der Kellnerin. »Noch eine Flasche bitte.«

Sie philosophierten miteinander bis in den späten Abend über die Erziehung zur elitären Gesellschaft, über adelige Auffassungen und bürgerliche Tugenden und ob es wohl gut sei, die Jugend in Zucht und Ordnung zu formen oder sie sich ihre Selbstentfaltung selbst zu überlassen und ob dann, zu welcher Auffassung man auch gekommen sei, dieser Erkenntnis dann auch gefolgt wird. Und nicht zuletzt, ob es auch der Jugend nützen würde. So oder so.

»Die Jugend bricht aus«, sagte die Gräfin, »und sie muss es tun, weil es ihre Zukunft ist und nicht die ihrer Väter. Die Jugend muss ihren Weg finden. Aus eigener Kraft. Sie hat diese Kraft, – sie muss geweckt werden, niemand darf sie mit seinem eigenen Willen und seiner Macht zerstören.«

Und weil das ein schönes Schlusswort war und in den Gläsern nur noch ein letzter Schluck, sagte man einander Gute Nacht.

»Wo werden Sie schlafen?« fragte Bruno.

»Ich werde mich im Ort umsehen«, sagte Bob, dem in diesem Augenblick erst bewusst wurde, dass er völlig unorganisiert in den Tag hinein gewandert und an diesem wundersamen Ort in einer rotweinschweren Diskussion über die Erziehung der Jugend in die Nacht getrieben war.

»Dort werden Sie kein Glück haben«, meinte Bruno. »Aber Sie sind Wanderer. Ich kann Ihnen eine andere Möglichkeit bieten.« Und zur Gräfin gewandt vergewisserte er sich: »Wirst du es gestatten, Theresa?«

»Aber ja, Robert wird die Stätte nicht entweihen.«

»Es ist nicht weit«, meinte Bruno.

Die Männer nahmen die Gräfin in die Mitte und wankten – der Kopfsteine wegen – mit unsicheren Schritten den Weg hinter durch den Park und ein Stück weit einen Bauernpfad am Ortsrand entlang. Der Mond war aufgegangen und gestaltete mit seinem kalten Licht einen mystischen Abgesang des Tages.

»Setz dich einen Augenblick auf diesen Thron, Gräfin Theresa.« Bruno deutete auf den Baumstamm, der als Haublock vor an der Scheunenwand gestapelten Holzscheiten stand. »Es dauert nur einen Augenblick.« Und zu Bob gewandt: »Kommen Sie, Robert, ich führe Sie in Ihr Schlafgemach.«

In der Scheune nahm Bruno eine eckige Taschenlampe vom Haken. Bob kannte dieses Modell als Überbleibsel der Soldatenzeit seines Vaters. Sie hatte eine Taste, um Lichtsignale zu senden und Schieber, mit denen Farbfilter vor den Lampenschein geschoben werden konnten. Bruno wählte grünes Licht und beleuchtete die Leiter zum Strohboden.

»Dort hinauf«, sagte Bruno und hängte die Taschenlampe mit ihrer Drahtklammer an den Knopf von Bobs Westentasche. »Es ist alles vorbereitet. Wenn sie morgen früh den Weg zurückgehen, ist nach ungefähr zehn Minuten linker Hand ein Bäcker. Ein paar Schritte die Straße hinein. Dort können Sie frühstücken. Kommen Sie auf Ihrer Wanderung wieder hier vorbei?«

»Ich habe keinen Plan«, sagte Bob.

»Die Gräfin ist immer nur drei Tage hier. Einen Tag kommt sie, einen Tag bleibt sie, am dritten Tag fährt sie wieder zurück. Aber inzwischen kommt sie schon dreimal im Jahr. Das ist ein Fortschritt. Wenn Sie in drei Tagen wieder hier sind – ich bin am Nachmittag in der Burgschänke.« Er klopfte Bob freundschaftlich auf die Schulter als gäbe es noch etwas zu sagen, wenn die Zeit dafür reif wäre, dann wandte er sich zur Tür. »Träumen Sie

was Schönes!« rief er und auch die aufrechte Gestalt der Gräfin Therese, die jetzt vom Mond beschienen in der Türöffnung trat, winkte ihm huldvoll zu.

Als Bob die steile Leiter erklommen und den Rucksack von der Schulter gezogen hatte, entdeckte er im grünen Licht der Taschenlampe eine Art Architektur in den viereckigen gepressten Strohballen. Bett, Tisch und Sessel waren aus Stroh geformt, umstellt vor Strowänden mit einem schmalen Eingang, der vom Inneren dieses Strohzimmers mit einem Strohballen verschlossen werden konnte.

Das Liebesnest der Gräfin und ihrem Adjutanten? Nein, das war zu lange her, und auch die Scheune war nicht älter als drei oder vier Jahre. Wahrscheinlich so eine Art Ritual, wie der Trinkspruch auf den Sieg über die Blutburg. Bob legte sich auf das Bett, schob sich den Rucksack als Kopfkissen zurecht, zog die Knie an und stellte sich beim Einschlafen eine adelige Szenerie zum Thema Sex im Alter vor.

Einen Moment lang erwog er, Inge anzurufen und ihr von der sonderbaren Begegnung und dem Nachtquartier im Stroh zu erzählen. Aber das Handy war ausgeschaltet irgendwo ganz unten im Rucksack, überhaupt nicht da, wie er es Klaus versprochen hatte, aber man darf für den Notfall schließlich schummeln. Aber es war kein Notfall.

Er wachte davon auf, dass mit großem Getöse ein Trecker aus der Scheune fuhr. Er rührte sich nicht und war froh, dass die Leiter an ihrem Platz geblieben war, als er sich auf den Weg zum Bäcker machen wollte. Er hängte die Taschenlampe dorthin, wo Bruno sie am Abend weggenommen hatte, schüttelte sich das Stroh aus dem Haar und wischte sich mit einer Handvoll Mineralwasser durchs Gesicht. Später wollte er im See baden.

Bob wanderte am Seeufer entlang, er wollte sich Schloss Salzau ansehen, beließ es dann aber bei einem Blick aus der Ferne. Er hatte noch seine Eindrücke von der überschaubaren Blumenburg im Kopf und wollte sie nicht mit den ihm jetzt gigantisch erscheinenden Ausmaßen dieses Schlosses überdecken. Das war er der persönlichen Begegnung mit Gräfin Theresa schuldig.

Nie hätte Bob gedacht, dass man so unendliche Wege zu Fuß bewältigen könnte. Mit wiegenden Schritten durchmaß er Feld- und Waldlandschaften auf Wegen, die scheinbar willkürlich durch das grüne Land liefen und nur wie durch einen Zufall in ein Dorf oder einen beschaulichen Ort mündeten. Er war in einer anderen Welt, in der man die Zeit aus der Natur schöpfte, eine Uhr einfach nicht brauchte. Dennoch zählte er zur Mittagszeit die durch die Stille schwingenden Glockenschläge und spähte nach der in den Himmel stehenden Kirchturmspitze aus, denn dort würde er auch ein Gasthaus finden. Ihm schmeckte die Hausmannskost und er hatte bald gelernt, dass der Koch seine Nachmittagsruhe für wichtiger empfand als den Hunger eines einsamen Wanderers.

Mag es sein, dass es der Wein, die Nacht im Strohzimmer, der Trinkspruch der Gräfin vom Sieg über die Blutburg oder auch die aus den Baumwipfeln herausragenden weißen Wehrtürme es waren, – Bob wurde die Eindrücke des Abends auf der Blumenburg nicht wieder los. Die Bilder standen wie eine Fata Morgana in der flirrenden Mittagshitze über den Feldern, formten sich in den Wolken und schienen sich am Horizont aus dem Meer zu erheben, um sich dann in den fernen Silberstreifen zu verflüchtigen. Manchmal, wenn er mit älteren Leuten ins Gespräch kam, die hier zu Hause waren, schüttelten sie lächelnd den Kopf, wenn er erzählte, dass er die Gräfin von der

Blomenburg kennen gelernt hatte. Dass sie öfter dort auftauche, erfuhr er, dass sie einen Tick habe, die arme Alte oder sogar ganz unverhohlen: »Die ist verrückt.« Immerhin lenkte all das von den Gedanken an das Geschäftsleben ab, so wie es die von Dr. Klaus verordnete Therapie verlangte.

Bobs Wanderung führte an der Ostseeküste entlang bis nach Lippe. In Panker wollte er die letzte Nacht verbringen, um dann nach Lütjenburg zurückzukehren. Dort hatte er sein Auto abgestellt, und im Gedanken daran, freute er sich darauf, sich hinter Lenkrad zu setzen und nach Hause zu fahren. Aber er bog rechts von der Straße ab, wanderte westwärts durch Feld und Wald, kam wieder an den Selenter See, und als er aus purer Zufälligkeit an eine Haltestelle kam, als ein Bus hielt und sich genau auf seiner Höhe die Tür öffnete, stieg er ein und fuhr in Richtung Blomenburg.

\*\*\*

Bruno saß im Schatten eines Sonnenschirms vor einem halb geleerten Bierglas und beobachtete gleichgültig eine über den Tisch krabbelnde Wespe. Bob hatte ihn nicht gleich gesehen, denn er war nicht so herausgeputzt, wie er ihn in Begleitung mit der Gräfin erinnerte, sondern trug eine schon etwas abgewetzte braune Cordhose und aus der groben Weste aus gleichem Stoff quollen die aufgekrempelten Ärmel eines grauen Hemdes, das er drei Knöpfe weit geöffnet hatte. Als Bob ihn freundschaftlich mit »Hallo, Bruno!« begrüßte, zuckte er zusammen, als sei er aus einem Traum aufgeschreckt worden.

»Oh, Robert!«, freute er sich und blinzelte gegen die Sonne.  
»Setz dich zu mir!«

»Wie geht's dir?« Bob registrierte, dass sich offenbar durch Cordhose und grauem Hemd das förmliche und vor allem der Gräfin gegenüber auch ehrerbietigere Sie wie selbstverständ-

lich zum Du gewandelt hatte, so fügte er hinzu: »Sag Bob zu mir; alle meine Freunde machen das.«

Bruno nickte. »Nun ist sie wieder weg, die Arme. Danke, dass du so drauf eingegangen bist. Hat ihr sicher gut getan.«

Bob verstand nicht recht. »Was hat wem gut getan? Sprichst du von der Gräfin?«

»Gräfin!« Bruno verzog das Gesicht zu einem schmerzhaften Lächeln. »Ja, das tut ihr gut, wenn man sie so nennt. Das meinte ich. Nett, dass du es getan hast.«

»Ist sie es denn nicht? Ist sie nicht die Gräfin der Blumenburg?«

Bruno seufzte: »Gräfin ist kein Titel – es ist der Versuch einer Behandlung. Ich mag sie, verstehst du? Ich hab sie geliebt, ich seh' sie noch immer so wie damals, als sie hier Fürsorgezögling war. Sie leidet immer noch darunter.«

»Fürsorgezögling?«, wiederholte Bob das Wort, das ihm nicht geläufig war. »Ein Findelkind? Vom Grafen adoptiert?«

»Es gibt hier seit 1927 keinen Grafen mehr«, klärte Bruno auf. »Die Burg wurde ein Landjugendheim – ha, Landjugendheim, ein so schönes Wort für ein Folterhaus.«

Bob saß blass und wie versteinert da, mit offenem Mund und geweiteten Augen. Er spürte selbst, wie ihm das Blut aus dem Kopf wich.

»Auch ein Bier?«, fragte die Kellnerin, bemerkte seine Reglosigkeit und wandte sich an Bruno: »Hat er was?«

»Er wusste es nicht«, sagte Bruno. »Mir auch noch eins.«

Bob hatte genug Fragen im Gesicht, er musste sie nicht vortragen. Bruno kippte den Rest seines Biers in einem Zug in den Rachen, bevor er erzählte:

»Ja, ein Jugendzuchthaus, eher noch eine Folterkammer. Vielleicht nicht für alle. Vielleicht nicht am Anfang. Vielleicht nicht zum Schluss. Bestimmt aber, als Theresa dort war. Für sie



war es das. Für viele andere auch. Ein Haus des Schreckens ...«

Bob bekam wieder Luft. »Deshalb Blutburg?«

»So hieß sie mal wegen ihres roten Anstrichs. Aber sie hat sich diesen Namen auch anders verdient.«

»Und Theresa? Warum war sie dort?«

»Ihr Vater war mit dem Krieg gekommen und mit dem Krieg gegangen. Die Mutter wusste nicht, wer er war. Aber er hat seiner Tochter gute Gene mitgegeben. Sie hatte einen unbändigen Freiheitsdrang. Zuviel für ihre Mutter. Deshalb gab sie ihre Tochter in die Obhut des Jugendamtes. Sie wollte nur das Beste für Theresa. Sie musste es auch tun. Die Polizei griff sie immer wieder auf. Sie trieb sich herum. Ihr fehlte die Familie. Und die Mutter? Sie war auch jung, verlangte nach Leben und Liebe. Theresa passte da nicht zwischen. Es gab nicht viele Männer, die mit einem Soldatenliebchen eine bürgerliche Familie gründen wollten. Es gab auch welche, die die Mutter beschliefen, um der Tochter nah zu sein. Sie brauchte eine vertrauensvolle Obhut.«

Bruno schwieg vor sich hin, bis die Kellnerin das Bier abgestellt hatte. Fast verschämt griff Bob zum Glas. Jetzt passte kein »Zum Wohle!«; er nahm einen Schluck, weil ihm der Hals schmerzhaft ausgetrocknet war.

»So kam Theresa in die staatliche Fürsorge. Was kann man denn Besseres tun in solch einer Situation? Sieh dich um, ist das nicht ein vertrauenswürdiger Ort? Strotzt er mit seinen dicken Mauern und Türmen nicht vor Sicherheit? Da kommt niemand so einfach hinein, wenn man ihn dort nicht haben will. Und es kommt so leicht niemand heraus, den man drinnen lassen will.« Bruno seufzte tief. »Ihre Mutter hat geflennt, hat mir Theresa erzählt, das Herz zerreißend hat sie geheult und sich am Gitter es Tors festgekrallt. Sodass es auch Therasas

Herz zerriss. Sie fand einen Weg nach draußen. Sie wollte zu ihrer Mutter, aber sie kam nicht weit. Man ergriff sie im Wald nahe des Guts Lammershagen – die Beute einer Treibjagd ... Sie wollte doch nur zu ihrer Mutter, wollte sie trösten. Aber sie müsse doch begreifen, dass ihre Mutter sie nicht gebrauchen könne, schrie man ihr in die Ohren und prügelte es ihr ein, damit sie endlich zur Besinnung käme. Und man habe schließlich die Verantwortung für sie. Und so schützte man sie vor weiteren Dummheiten und sperrte sie in den Keller, aus dem sie wohl keinen Ausweg finden würde.«

Bruno erhob sich aus dem Gartenstuhl und bedeutete Bob, ihm zu folgen. »An dieser Seite, – sie haben den Anbau erst vor ein paar Jahren abgerissen –, gab es einen Tunnel, der aus dem Keller in die Büsche des Gartens führte. Die Folterknechte der Jugenderziehung haben nichts davon gewusst. Theresa hat ihn entdeckt. Ein Fingerzeig ihres Schutzengels, vielleicht nur das Glück einer Verzweifelten.

Unser Hof war da drüben. Ich war bei den Kaninchenställen, als sie durch die Hecke stieg ...

Wo kommst du denn her?, fragte ich sie.

Sie lachte. Wirklich, sie lachte. Ich bin das Burgfräulein!, verriet sie mir.

Wir haben miteinander geflirtet, nichts weiter, ein bisschen rumgeschnackt über dies und das. Plötzlich war sie wieder weg. Von dem Tag an war ich jeden Abend bei den Kaninchen.«

Bruno bekam blanke Augen. Bob sah ihm an, dass seine Gedanken weit in die Vergangenheit abgetrieben waren. Langsam kehrten sie zu ihrem Tisch zurück.

»Sie kam jeden zweiten oder dritten Tag. Meine Prinzessin! Niemand hatte es bemerkt. Sie durfte schließlich zum Kirchgang mit ins Dorf. In Zweierreihen marschierten dann

die Fürsorgezöglinge, flankiert von ihren Bewachern und Bewacherinnen zum Glockenklang durch die Straßen zur Servatiuskirche. Sie waren eher gehasst als geduldet. Jeder wusste, dass sie der Abschaum sind. Unbelehrbare. Manche, von denen sie annahmen, dass sie doch noch zu etwas taugten, durften bei den Bauern arbeiten. Sklavinnen waren sie. Wenn sie nicht parierten, setzte es Hiebe. Das war noch besser, als wenn sich die Bauern bei der Heimleitung beschwerten. Theresa wollte sich das nicht gefallen lassen. Sechs Wochen dauerte es, bis die Wunden wieder geheilt waren und man eine Läuterung vermutete. Dennoch trafen wir uns fast jeden dritten Tag. Einen ganzen Sommer lang. Als die Blätter fielen, nutzte sie die Dunkelheit. Und ich richtete uns ein Zimmer aus Stroh in der Scheune ein.«

»So, wie ich es kennen gelernt habe«, warf Bob ein.

»Es war viel mehr getarnt als jetzt«, verriet Bruno und ein Hauch Seligkeit huschte über sein Gesicht. »Nicht auszudenken, wenn mein Vater es entdeckt hätte. Die Leute von der Burg waren ihm ohnehin nicht geheuer, weder die Erzieher noch die Insassen. Gesocks nannte er sie alle zusammen, und er wollte sie auch nicht als Feldarbeiter und nicht in der Küche. Theresa als meine Freundin vorstellen? Undenkbar! Aber wir lagen im Stroh und sprachen von unserer Hochzeit. Sie sollte sich nicht erfüllen, wir waren zu jung, die Älteren hatten die Macht über uns.« Bruno schloss die Augen. »Aber wir hatten unsere Hochzeitsnacht.«

»Darf ich noch etwas bringen?« fragte die Kellnerin.

»Mach uns mal Schinkenbrote«, bestellte Bruno.

»Und noch zwei Bier«, ergänzte Bob.

»Irgendwann kam sie nicht mehr. Nacht um Nacht habe ich auf sie gewartet. Sie hatten den Tunnel entdeckt. Durch

Therasas Fußspuren im Garten und die Erdklumpen an ihren Schuhen. Da war es vorüber mit der Einzelhaft in den Katakomben. Sie kam in den oberen Schlaftsaal, in dem man jede Stunde nach dem Rechten sah. Sie wurde von den anderen Mädchen bedrängt, ihre Liebesabenteuer zu erzählen, weil auch sie sich nach Liebe sehnten und sie von ihr forderten. Der Lärm alarmierte die Erzieherinnen, die dann mit ihren neunschwänzigen Peitschen für Ordnung sorgten. Theresa erhielt wieder Einzelhaft. Diesmal in oberen Stockwerken.

Ich sagte dir ja schon, dass sie einen starken Freiheitswillen hatte, – sie fand den Weg über das Dach. Sie wollte nicht zurück. Nachts habe ich sie mit einem Trecker nach Plön gefahren, dort ist sie in den Zug nach Neumünster gestiegen. Ich hatte ihr Geld, Kleidung und etwas zu essen mitgegeben. Sie ist dann nach Hamburg weitergefahren, von dort nach Köln. Hauptsache weit weg, dorthin, wo man sie nicht suchen und ihr Foto nicht in die Zeitung setzen würde. Ich war krank vor Unwissenheit und Sehnsucht.

Zwischen Weihnachten kam eine Postkarte, die an mich adressiert war: Frohe Weihnachten aus Köln! Vielleicht war sie auch schon vor Weihnachten gekommen. Sie lag in der Diele auf dem Schuhschrank; meine Mutter sagte, sie dachte, es sei Reklame, weil es auch ein Motiv von Kölnisch Wasser gewesen sei. Es war ein Reiter drauf, der 4711 auf eine Hauswand schrieb. Ich habe meiner Mutter ein Fläschchen davon zum Neujahrstag geschenkt, damit der Geruch von 4711 in unserem Haus ist und mich an Theresa erinnerte.«

Bruno war wieder still geworden, schnitt Häppchen um Häppchen von seinem Schinkenbrot ab und schob sie in den Mund. Er schien noch etwas sagen zu wollen, wofür ihm noch die Worte fehlten.

»Es schmeckt echt vom Lande«, lobte Bob das Schinkenbrot, »nicht nur der Geschmack, auch der Geruch, gerade frisch aus dem Rauch.«

»Dieser Geruch«, sagte Bruno, »ich meine den vom Kölnisch Wasser, – er gehörte bei uns zu Hause einfach dazu. Als meine Mutter gestorben war, schenkte ich meiner Frau jedes Jahr eine Flasche 4711 zu Weihnachten. Ich hatte ein schlechtes Gewissen dabei, es war, als würde ich sie betrügen. Als ich es deshalb einmal nicht tat, war mir, als hätte ich Theresa betrogen.

Meine Frau ist vor sechs Jahren gestorben. Da habe ich mich auf die Suche nach Theresa gemacht. Ich habe sie nicht gefunden. Aber eines Tages kam ein Brief, ein Trauerbrief. Theresa hatte ihren Mann beerdigt. Auf die Rückseite hatte sie geschrieben:

Lieber Bruno, wenn es Dich noch gibt, würde ich gern mit Dir zur Blumenburg gehen. Gruß, Theresa.«

»So kommt zusammen, was zusammengehört«, sagte Bob und ärgerte sich im selben Augenblick, die Romantik dieser Geschichte mit diesem Politspruch zu zerstören.

Bruno hatte es nicht bemerkt.

»Fast sechzig Jahre war es her«, sagte er. »Und doch erkannten wir uns sofort; fast ein Wunder. Sie nahm meine Hand und wir stiegen den Kopfsteinpflasterweg zur Blumenburg hinauf. Ich fühlte, dass ihre Hand feucht wurde, dass sie bei mir einen festen Halt suchte, zitterte und sich schließlich erbrach. Um es genau zu sagen: Sie hat sich die Seele aus dem Leib gekotzt.

Sie hatte nichts Falsches gegessen. Es war die Blumenburg, die ihr den Magen umgedreht hatte. Danach war sie erleichtert, als habe sie seekrank wieder festen Boden unter den Füßen.

Wieso die Blumenburg?, fragte ich sie. Und sie erzählte mir all das, was ich dir eben erzählte. Ich habe es sechzig Jahre lang nicht gewusst. Wenn wir uns trafen, sagte sie nur schelmisch:

Ausgebüxt! Von der Jagd nach dem verschwundenen Mädchen wusste sie nur: Da hat sich eine verlaufen. Am letzten Tag, als ich sie nach Plön brachte, erzählte sie mir, sie habe etwas angestellt, alles andere sei ein Geheimnis. Sie hatte Angst vor mir, Angst um mich, Angst, dass ich versuchen würde, sie zu befreien, dass ich die Polizei benachrichtigen würde, dass man uns nicht glauben würde ..., dass alles noch schlimmer würde, weil der, der die Macht hat, auch die Wahrheit besitzt. Und man selbst nur die Ohnmacht.«

»Haben Sie es denn jetzt angezeigt?«, fragte Bob. »Das muss doch geahndet werden.« Er hatte unwillkürlich wieder förmlich Sie gesagt, plötzlich war die Vertraulichkeit einer fast amtlichen Distanz gewichen.

»Wozu?«, sagte Bruno. »Lass unser Glück so, wie es ist. Damals waren wir zu jung, heute sind wir zu alt. Aber die Blumenburg hat meine Prinzessin zur Gräfin gemacht. Wir sehen uns dreimal jährlich, zwischendurch telefonieren wir. Bei ihrem nächsten Besuch wird ihr vielleicht nicht einmal mehr ein bisschen übel werden.«

Bob hob sein Glas: »Auf den Sieg über die Blutburg!«

Bruno stieß an: »Auf den Sieg über die Blutburg!«

Bob streckte sich in dieser Nacht wieder in der Scheune auf den Strohballen aus, aber er konnte nicht einschlafen. Mit den ersten Sonnenstrahlen stieg er die Leiter hinunter und wanderte mit weit ausholenden Schritten in Richtung Lütjenburg.

Der Motor humpelte etwas, bevor er rund lief.

Der Handy-Akku brauchte eine Aufladung, bevor Bob zu Hause anrufen konnte: »Hallo Inge, bitte decke einen Teller mehr auf, ich bin zurück in der heilen Welt!«

# In Schleswig-Holstein bei den „Fischköppen“

Gundolf Hansen ging im Norden Deutschlands auf Spurensuche und fand beziehungsreiche Geschichten:

- Warum eine Ohrfeige im Dorfkrug doch noch zur Hochzeit führte.
- Wozu es gut ist, wenn ein Segler Cowboy-Fähigkeiten hat.
- Wie man um ein Möbelstück kämpfen muss, das kaum jemand haben will.
- Von zwei Testamenten für nur ein Seegrundstück.
- Vom bitteren Geheimnis um die Gräfin der Blumenburg.
- Wie ein Katzenhasser seine Gesinnung änderte.
- Wie der Kanal die Liebe zwischen Nord und Süd verhindert.
- Von Jimi Hendrix und einem wiedergefundenen Ring.
- Wie eine Jogging-Begegnung das Leben verändern kann.
- Weshalb es zum Biikebrennen nicht zu einer Männerfreundschaft kam.
- Warum die kleine Stadt keine Umgehungsstraße bekam.



## Verlagsanzeige

### **Hamburg inspiriert.**

Neun Autorinnen und Autoren fanden sich unter »Blut & Feder« zusammen, um mit ihren Geschichten etwas vom Sound und Temperament ihrer Multikulti-Metropole an Elbe und Alster einzufangen. Es wurde eine literarische Reise zwischen Tristesse und Verträumtheit, Alltagseignissen und Kriminalität, Leben und Liebe.

Mal hart. Mal zart.  
Mitunter schräg. Hamburg eben.



**Blut & Feder**

### **Hamburg hart + zart**

35 Geschichten ·  
Neun Autoren · Eine Stadt  
Illustrationen: Till Laßmann

Paperback mit Klappen  
240 Seiten / A5-Format

ISBN 978-3-9813804-1-5

**10,00 EUR[D]**

**10,30 EUR[A]**

auch als E-Book erhältlich